

Alexander Roesler, Bernd Stiegler (Hg.)

Grundbegriffe der Medientheorie

WILHELM FINK VERLAG

Archiv

1. BEGRIFFSGESCHICHTE. Archiv (von gr. *archeion* bzw. lat. *archivum*) bezeichnet das Amtsgebäude, in dem bestimmte Dokumente (Urkunden, Akten, Amts- und Geschäftsbücher) aufbewahrt werden, die zu rechtlichen oder administrativen Zwecken erhalten werden sollen. In einem weiteren Sinne sind Archive Institutionen, die der selektiven Sammlung und der konservierenden Speicherung von Dokumenten aller Art (nicht nur schriftliche, sondern auch Bild- und Tondokumente) dienen. Im Unterschied zu Bibliotheken und Museen, mit deren Arbeit sich das Archiv zum Teil überschneidet, zeichnet sich das Archiv dadurch aus, daß das Archivgut, „nur zu einem kleinen Teil von vornherein als dauerndes Zeugnis [...] angelegt wurde“ (Franz 1989, 2). Die medientheoretische und -technische Relevanz des Archivs besteht darin, daß es Aufzeichnungssysteme voraussetzt, die als externe Speichermedien fungieren (vgl. Assmann 1999, 344). Das wichtigste dieser Aufzeichnungssysteme war lange Zeit die Schrift, die gleichzeitig als externes Speichermedium und als Medium des kulturellen Gedächtnisses anzusehen ist: „Das Archiv entsteht mit der Schrift. Schriftlose Gesellschaften produzieren keine Restbestände und brauchen also keine Archive“ (Assmann 2001, 279). Mit den Medienrevolutionen des 20. Jahrhunderts – zunächst dem Aufkommen von Photographie und Phonographie sowie der Entwicklung digitaler Aufzeichnungssysteme – hat die analoge Schrift als archivisches Speichermedium Konkurrenz bekommen.

2. THEORIEGESCHICHTE. Die Praktiken des archivierenden Sammelns und Speicherns sind im weitesten Sinne als politische zu bezeichnen. Jeder Archivar gehorcht einer bestimmten ‚Politik des Archivs‘, denn die Entscheidung darüber, ob ein Dokument als archivwürdig anzusehen ist, folgt der Anwendung eines bestimmten Selektionsprinzips. Dieses Selektionsprinzip ist sowohl inklusiv als auch exklusiv. Es entscheidet nicht nur über die Aufnahme ins Archiv, sondern auch über den nachträglichen Ausschluß aus dem Archiv, die sogenannte ‚Kassation‘. In jeder Epoche gibt es „gewisse Aussonderungsprinzipien und Wertmaßstäbe, die aber nicht unbedingt von späteren Generationen geteilt werden. Was der einen Epoche Abfall ist, ist der anderen kostbare Information“ (Assmann 2001, 269). Ein zweiter Aspekt der ‚Politik des Archivs‘ betrifft die Zugangsmöglichkeiten zu den archivierten Beständen. Auch hier ist ein Selektionsprinzip wirksam, demzufolge sich das

Archiv für einen bestimmten Benutzerkreis öffnet und für einen anderen verschlossen bleibt. So ist zwischen öffentlichen, privaten und geheimen Archiven zu unterscheiden. Schließlich ist auch bei den Praktiken des archivischen Speicherns eine politische Dimension erkennbar, insbesondere bei den Verfahren der Transkription, wobei es zu Interferenzen mit medientechnologischen Aspekten kommt. Die Praktiken des archivierenden Speicherns betreffen das Konservieren, Registrieren und Formatieren der Dokumente und Dinge, die für archivwürdig erachtet werden. Unter einem ‚mediologischen‘ Gesichtspunkt haben die verschiedenen Modi, „Spuren zu erfassen, zu archivieren und zirkulieren zu lassen“ einen „entscheidenden Einfluß“ auf die „symbolischen Aktivitäten einer Gruppe von Menschen“ (Debray 1994/1999, 67). Parallel zu den unterschiedlichen Gedächtnismodellen läßt sich mit Blick auf die archivischen Praktiken des Speicherns ein Oszillieren zwischen dem eher statischen Archivmodell des ‚storage and retrieval‘ und dem eher dynamischen Archivmodell des Konservierens (retention) und Aktualisierens (recall) feststellen (vgl. Schmidt 1991, S. 23 f.).

Das antike Archiv ist in erster Linie ein Depot. In den griechischen und römischen Archiven – etwa dem *Aerarium*, dem römischen Hauptarchiv – werden „kostbare Rohstoffe, Rücklagen zur Besoldung, Feldzeichen, wertvolle medizinische Säfte, Senatsbeschlüsse, und, in besonderen ‚Aktengestellten‘, Schriftrollen aufbewahrt“ (Vismann 2000, 91). Mit dem Ausbau der römischen Verwaltung und der Ausdehnung des Imperiums erhält das Archiv eine neue Funktion: Es wird zum Speichermedium des römischen Rechtssystems: Das Aktenmagazin wandelt sich „zu einem Gebilde mit Zugriffsmöglichkeiten“ (ebd., 93). Dabei bilden sich im „Materialien des Archivs“ die „expansiven Bewegungen des Imperiums ab“ (ebd., 92). Die Interpretation dieser Materialität des Archivs, die sich in „archäo-archivologischen Schichtungen“ (ebd., 92) manifestiert, erfordert eine gleichermaßen archäologische und mediologische Herangehensweise.

Höchst einflußreich sind hierbei die Überlegungen von Michel Foucault, die er im Rahmen seiner *Archäologie des Wissens* (1969/1988) entfaltet. Foucault nimmt eine Umwertung des Archivbegriffs vor. Er versteht unter einem Archiv weder „die Summe aller Texte, die eine Kultur als Dokumente ihrer eigenen Vergangenheit oder als Zeugnis ihrer beibehaltenen Identität bewahrt hat“, noch „die Einrichtungen, die in einer gegebenen Gesellschaft gestatten, die Diskurse zu registrieren und zu konservieren“ (Foucault 1969/1988, 187). Das Archiv ist vielmehr das, „was bewirkt, daß so viele von so vielen Menschen seit Jahrtausenden gesagte Dinge [...] dank einem ganzen Spiel von Beziehun-

gen erschienen sind, die die diskursive Ebene charakterisieren“ (ebd., 187). Damit grenzt sich Foucault vom Konzept eines Archivs der Ideengeschichte ab und setzt ihm das *historische Apriori* einer „Positivitätsform“ entgegen, die ein Feld von Aussagemöglichkeiten definiert: ein Feld, in dem sich „möglicherweise formale Identitäten, thematische Kontinuitäten, Begriffsübertragungen und polemische Spiele entfalten können“ (ebd., 184). Vor diesem Hintergrund erscheint das Archiv als „Spiel von Beziehungen“ zwischen „gesagten Dingen“ einerseits sowie „Aussagemöglichkeiten und -unmöglichkeiten“ andererseits (ebd., 187). Das Archiv ist ein „System der Diskursivität“, welches „das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht“ und zugleich dadurch ausgezeichnet ist, daß die „gesagten Dinge sich nicht bis ins Unendliche in einer amorphen Vielzahl anhäufen“, sondern „in distinkten Figuren anordnen, sich aufgrund vielfältiger Beziehungen miteinander verbinden“ (ebd., 187). In diesen distinkten Figuren und vielfältigen Beziehungen manifestiert sich die ‚Politik des Archivs‘ als historisch und epistemisch determinierte diskursive Praktik des selektiven Sammelns und eines nicht mehr nur konservierenden, sondern auch transformierenden Speicherns. Das Archiv wird nicht mehr nur als statischer Speicher im Sinne des ‚storage and retrieval‘ aufgefaßt, sondern als dynamisches „*System der Formation und der Transformation der Aussagen*“: ein System, das bereits „an der Wurzel der Aussage selbst als Ereignis und in dem Körper, in dem sie sich gibt, von Anfang an *das System ihrer Aussagbarkeit* definiert“ (ebd., 188). Dabei läßt die Einordnung einer Äußerung in ein Archivsystem „die Regeln einer Praxis erscheinen, die den Aussagen gestattet, fortzubestehen und zugleich sich regelmäßig zu modifizieren“ (ebd., 188). Hieraus leitet sich die Aufgabe einer Archäologie im Sinne Foucaults ab: Sie besteht in der Beschreibung von Diskursen „als spezifizierte Praktiken im Element des Archivs“ (ebd., 190).

Unklar bleibt indes der mediale Status der archivierten historischen Aussagen. So stellt Foucault fest, daß die historische Aussage nicht auf das „reine Ereignis der Äußerung“ zurückgeführt werden kann, sondern durch ihre „wiederholbare Materialität“ (ebd., 149) charakterisiert ist. Bemerkenswert ist hierbei die Interferenz zwischen der Bestimmung des Archivs als System der Formation und der Transformation von Aussagen sowie der Bestimmung der historischen Aussage als „komplexes System von materiellen Institutionen“, das die „Möglichkeiten der Re-Insription und der Transkription“ (ebd., 150) eröffnet. In beiden Fällen liegt die Betonung darauf, daß das schon Gesagte immer wieder bearbeitet und dadurch – absichtlich oder unabsichtlich – manipuliert

werden kann (vgl. ebd., 188). Damit tritt der Aspekt der Konservierung der Archivgegenstände in ihrer authentischen Materialität in den Hintergrund: „Das stabile Fortbestehen weicht einer dynamischen Reorganisation von Daten“ (Assmann 2001, 277). Diese Dynamisierung des Archivbegriffs spiegelt sich auch in konstruktivistischen Gedächtniskonzeptionen wider. So vertritt Schmidt die Ansicht, daß die Archive von Mediengesellschaften keine Wissensspeicher im Sinne eines statischen Speichermodells sind, sondern „zur Modifikation und Korrektur aktueller Erinnerungen herangezogen werden“ (Schmidt 1994, 247). Zu fragen bleibt jedoch, inwieweit solch ein dynamisierter Archivbegriff trägt, das heißt, inwieweit der für alle Archivprozesse zentrale Aspekt einer materiellen Fixierung des Gespeicherten (vgl. Assmann 2001, 271) durch den Aspekt einer jederzeit möglichen Modifikation des Gespeicherten ersetzt werden kann. Unter mediologischen Vorzeichen ist damit das Verhältnis zwischen materiellen Speicherträgern und „Aufzeichnungsdispositiven“ angesprochen (Debray 1994/1999, 68). Dies ist der Ausgangspunkt für eine medienarchäologische Betrachtungsweise, die das Archiv als Medium der Übertragung von gespeichertem Wissen respektive der „überlagerten Dispositive der Übertragung“ thematisiert (ebd., 71; → *Übertragung*). Dabei kommt die „jüngste Schicht der Zeichen“ durch „die allerältesten in einen Prozeß der ewigen Neueinschreibung in die Archive auf uns zu, so daß das Neue seine Wirksamkeit in und auf dem Alten entfaltet“ (ebd., 72).

Eine Vorform dieses archäologischen Schichtenmodells findet sich in einem der „Denkbilder“ Walter Benjamins, wo es unter dem Stichwort „Ausgraben und Erinnern“ heißt, das Gedächtnis sei „das Medium des Erlebten wie das Erdreich das Medium ist, in dem die alten Städte verschüttet liegen“ (Benjamin 1932a/1991, 400 f.). Diese „archäologische Allegorie“ (Weigel 1994, 121) ist als gleichermaßen topologische und skriptologische Archivmetapher zu verstehen, da Benjamin betont, beim Ausgraben komme es nicht nur auf das „Inventar der Funde“, sondern auf die Registrierung der Fundorte an. Dies deutet implizit auf die Relevanz der Schrift für alle Techniken des Archivierens hin: So ist die Voraussetzung der Archivierbarkeit von nicht-schriftlichen Gegenständen ihre schriftliche Rahmung in Form der Registrierung bzw. der Inskription. Darüber hinaus ließe sich im Anschluß an Benjamins archäologische Allegorie fragen, welches Verhältnis zwischen dem äußeren Fundort eines Archivgegenstands und seinem Speicherort im Inneren des Archivs besteht. Dabei kommt es zu einer Interferenz zwischen dem Archiv als Sammlungsort von Schriften und dem Archiv als Sammlungsort von Spuren. Die Spurmetapher

wiederum impliziert entweder ein photographisches Archivmodell, in dem die Erinnerungen als „geistige Photographie“ gespeichert werden wie Bergson in *Materie und Gedächtnis* mit Blick auf die *mémoire involontaire* schreibt (Bergson 1896/1991, 77), oder aber ein assoziatives Archivmodell (vgl. Benjamin 1932b/1991, 491), in dem die Erinnerungsbilder als Gedächtnisspuren nachgezeichnet werden, so daß „die Assoziationswege rekonstruiert werden, die aus der Verbindung verschiedener Bilder, Szenen, Worte und Namen gebildet werden“ (Weigel 1994, S. 127).

Eines der folgenreichsten Modelle des Gedächtnisses, das zugleich Bezugspunkt zahlreicher Archivmodelle geworden ist, stellt nach wie vor Freuds Modell des „Wunderblocks“ dar, welches das Funktionieren des psychischen Apparats erklären soll. Die Relevanz des Wunderblock-Modells für die Medientheorie besteht darin, daß Freud auf die psychologische Frage, wie das Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Gedächtnis aussieht, eine medientechnische Antwort gibt. Freud beginnt seine „Notiz über den Wunderblock“ (1925) mit der ebenso traditions- wie folgenreichen These, daß sich die Funktionsleistung des Gedächtnisses durch den Einsatz schriftlicher Aufzeichnung ergänzen und erweitern läßt: „Die Fläche, welche diese Aufzeichnung bewahrt, die Schreibtafel oder das Blatt Papier, ist dann gleichsam ein materialisiertes Stück des Erinnerungsapparates, den ich sonst unsichtbar in mir trage. Wenn ich mir nur den Ort merke, an dem die so fixierte ‚Erinnerung‘ untergebracht ist, so kann ich sie jederzeit nach Belieben ‚reproduzieren‘ und bin sicher, daß sie unverändert geblieben, also den Entstellungen entgangen ist, die sie vielleicht in meinem Gedächtnis erfahren hätte“ (Freud 1925/1999, 3). Freud begnügt sich jedoch nicht damit, die Schrift als externes Speichermedium einzuführen, sondern die Pointe seines Modells besteht darin, daß er die medialen Möglichkeiten von Schreibtafel und Blatt Papier in einem Konkurrenzverhältnis zueinander sieht. Während die Schreibtafel unbegrenzt aufnahmefähig ist, erlaubt es die Schrift auf einem Blatt Papier, diese als dauerhafte Spuren zu archivieren. Der Apparat, in dem diese beiden sich scheinbar ausschließenden Eigenschaften verbinden lassen, ist der Wunderblock. Er dient Freud als Modell für die Funktionsweise unseres seelischen Apparats, der „in unbegrenzter Weise aufnahmefähig für immer neue Wahrnehmungen“ ist und zugleich „dauerhafte – wenn auch nicht unveränderliche Erinnerungsspuren von ihnen [schafft]“ (ebd., 4). Der Wunderblock funktioniert, indem man mit einem Griffel eine Spur in ein Wachspapier „einschreibt“, dessen Furchen an der glatten Oberfläche des darüberliegenden Zelluloids als dunkle Schrift

sichtbar werden. Es wird also kein Material auf die zu beschreibende Fläche abgegeben, sondern die Fläche wird, ähnlich wie beim Schreiben auf Ton- oder Wachstafelchen, „eingeritzt“, wenn auch nicht direkt, sondern „unter Vermittlung des darüberliegenden Deckblatts“ (ebd., 5). Sobald man dieses Deckblatt anhebt, verschwindet die Schrift, und die Oberfläche ist „von neuem aufnahmefähig“. Der entscheidende Punkt ist nun aber, „daß die Dauerspür des Geschriebenen auf der Wachstafel selbst erhalten bleibt und bei geeigneter Belichtung lesbar ist“ (ebd., 7). Die Wachsschicht ist bei Freud nicht mehr nur die Metapher der Seele, auf der die Außenwelt Eindrücke hinterläßt, wie dies seit den Gedächtnistheorien von Platon bis zu Locke die gängige Vorstellung war, sondern die Wachsschicht steht für das Unbewußte, das erst durch den Analytiker wieder lesbar gemacht werden kann. Hieraus lassen sich drei Schlußfolgerungen ziehen: *Erstens* impliziert der Wunderblock ein Schichtenmodell, das sich wesentlich der Interferenz von Schrift und Spur verdankt. Dabei verlöscht die Schrift an der Oberfläche (die für aktuelle Wahrnehmungseindrücke steht), während die Spuren auf der darunterliegenden Wachsschicht (die für Erinnerungsspuren stehen) gespeichert werden. *Zweitens* ist der Wunderblock nicht nur ein Modell für das Funktionieren des Gedächtnisses, sondern auch dafür, wie wir vergessen: „grundsätzlich alle Wahrnehmungen werden ‚vergessen‘ hinein in das Unbewußte“, wobei dieses Unbewußte allererst „in diesem Prozeß seine Prägung [erhält]“ (Winkler 1997, 148). *Drittens* erhält der Analytiker im Rahmen des Wunderblockmodells eine Funktion, die zwischen der des Archäologen und der des Archivars oszilliert: Er legt die Schicht des Unbewußten frei, bringt sie ans Licht und registriert die Spuren des Unbewußten in Form einer nachträglichen Niederschrift. Dergestalt transformiert die Analyse den zunächst unzugänglichen Speicher des Gedächtnisses in ein Archiv von Spuren, zu dem der Analytiker – dank seiner Analysetechnik – einen privilegierten Zugang ‚von außen‘ erhält. Der „Wunderblock“ ist, wie Jacques Derrida in *Dem Archiv verschrieben* (1997) feststellt, Freuds Modell, „das Gedächtnis als interne Archivierung draußen vorzustellen“ (Derrida 1995/1997, 29).

In *Dem Archiv verschrieben* versucht Derrida mit Blick auf die Geschichte der Psychoanalyse die Interferenz zwischen den medialen Rahmenbedingungen von Archivtechniken und den machtpolitischen Implikationen des Einsatzes dieser Archivtechniken zu beschreiben. Ausgehend vom griechischen Begriff des *archeion* als einem Amtsgebäude wirft Derrida die Frage auf, welche Funktion den Hütern dieses Gebäudes, den *Archonten*, zukommt. Die Archonten sind nicht nur für

„die physische Sicherheit des Depots“ verantwortlich, sondern sie haben „die Macht, die Archive zu *interpretieren*“ (Derrida 1995/1997, 11). Das heißt, sie sichern die physischen und die interpretativen Zugangsmöglichkeiten. Diese „archontische Macht“ hat die „Funktion der Vereinheitlichung, der Identifizierung und der Einordnung“. Sie entspricht dem, was Derrida als „*Konsignationsmacht*“ bezeichnet (ebd., 12 f.). Der Begriff der *consignation* bezeichnet zum einen die topologische „Ortszuweisung“ bzw. die „Aufbewahrung an einem Ort oder auf einem Träger“, zum anderen das „archontische Prinzip des Archivs“, nämlich das „*Versammeln* der Zeichen“ (ebd., 13). Dieses Versammeln der Zeichen impliziert eine Technik des Speicherns, die die archivierten Gegenstände vereinheitlicht. So zielt das archivistische Prinzip der *Konsignation* darauf ab, „ein einziges Korpus zu einem System oder zu einer Synchronie zusammenzufügen, in dem alle Elemente die Einheit einer idealen Konfiguration bilden“ (ebd., 13). Damit wird das Archivieren als *parergonale* Rahmungstechnik beschrieben, die „von einem bestimmten Außen her, im Inneren des Verfahrens mit[wirkt]“ (Derrida 1978/1992, 74). Eben hierfür steht der Begriff des „*archivierenden Archivs*“, dessen technische Struktur „die Struktur des *archivierbaren* Inhalts schon in seiner Entstehung [bestimmt]“ (Derrida 1995/1997, 35). Dies mündet in die These, die Archivierung bringe „das Ereignis in gleichem Maße hervor, wie sie es aufzeichnet“, eine These, die eine medienpolitische Erweiterung erfährt, wenn Derrida im darauffolgenden Satz feststellt: „Das ist auch unsere politische Erfahrung mit den sogenannten Informationsmedien“ (ebd., 35). Dabei geht es Derrida offensichtlich weniger um eine allgemeine Kritik der „Gewalt des Archivs“ (ebd., 18) als vielmehr darum, zu zeigen, inwiefern die Psychoanalyse „zu einer Theorie des Archivs und nicht nur zu einer Theorie des Gedächtnisses“ werden kann (ebd., 39). Diese psychoanalytische Theorie des Archivs weist in zwei Richtungen: *Erstens* betont Derrida, daß der Möglichkeit der Memorisierung – wie dem Funktionieren der Schrift – eine „Logik der Wiederholung“ zugrunde liegt, die auch Aspekte eines destruktiven Wiederholungszwangs im Sinne Freuds aufweist (ebd., 25 f.). Die Bedrohung des Archivs durch diesen Todestrieb, der „jede Prinzipialität, jedes archontische Primat, jedes Begehren nach einem Archiv“ bedroht, nennt Derrida „*le mal d'archive*“, das ‚Archivübel‘ (ebd., 26). Damit steht das Archiv nicht nur in der Gewalt einer konservativen Tendenz zur Bewahrung, sondern es steht immer auch schon in der Gewalt einer anarchischen Tendenz zur disseminativen Auflösung des Gesammelten (ebd., 24). *Zweitens* bezieht Derrida seine allgemeinen Überlegungen zu den medialen und machtpolitischen Rahmenbedingungen

des Archivierens auf Freuds Modell des Wunderblocks als „Archivmaschine“ (vgl. Derrida 1967/1985, 346). So wenn er die Frage aufwirft, welche Entwicklung die psychoanalytische Theoriebildung genommen hätte, wenn sie unter den medialen Rahmenbedingungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts stattgefunden hätte, wenn ihr also die Übertragungs- und Archivierungstechniken des digitalen Zeitalters zur Verfügung gestanden hätte. Diese Frage betrifft auch den „*eigentlichen* Moment des Archivs“ beim Schreiben mit dem Computer, nämlich jenen Augenblick, an dem man „auf eine bestimmte Taste drückt [...], um aufzuzeichnen, um einen unversehrten Text auf feste und dauerhafte Weise zu ‚retten‘ (save), um Zeichenmarken vor der Auslöschung zu schützen (Derrida 1995/1997, 49). Ausgehend von Derridas Auseinandersetzungen mit elektronischen Speicher- und Übertragungsmöglichkeiten stellt sich die Frage, welche Folgen sich für den Begriff des Archivs ergeben, „wenn über ein Netz verknüpfter Computer kommuniziert wird“ (Chaouli 2001, 69).

Der Computer erscheint als universelle Archivmaschine, die in der Lage ist, im Rahmen einer digitalen Medientechnik Daten zu verarbeiten, zu übertragen und zu speichern (→ *Prozessieren, Übertragen*) (Kittler 1993, 62). Dabei eröffnet der Computer nicht nur die Möglichkeit, große Mengen an Daten zu speichern, sondern mit der Entwicklung der entsprechenden Programme wird es auch möglich, Daten durch Hyperlinks miteinander zu verknüpfen (→ *Hypertext*). Dies öffnet den Raum für neue Archiv- und Archivierungskonzepte, die zum Teil bereits von Vannevar Bush in seinem Aufsatz „As we may think“ aus dem Jahr 1945 vorweggenommen worden sind. Dort entwirft Bush das Konzept einer Archivmaschine, der sogenannten *Memex* (steht für *Memory Extender*), die die Form eines Schreibtischs hat und mit deren Hilfe sich verschiedene Medien – Texte, Bilder, Landkarten, Ton-Dokumente – im Microfiche-Format versammeln und verknüpfen lassen (Bush 1945, 107). Die Pointe der *Memex* besteht darin, daß die vom Benutzer hergestellten assoziativen Verknüpfungen gespeichert werden können. Das heißt, es sollen nicht nur die einzelnen *items*, sondern auch das „Spiel der Beziehungen“ zwischen den verschiedenen *items* archiviert werden.

Im Unterschied zu der Kopplung verschiedener analoger Medien, wie sie Bush vorsah, ist der Computer ein digitales Medium, das alle Daten, die verarbeitet, übertragen und gespeichert werden, in eine einheitliche Konfiguration zwingt (→ *Code/Codierung*). Die eigentümliche Gewalt der Computerarchive besteht darin, daß alle Daten, damit sie überhaupt speicherbar werden, ein bestimmtes Format haben müs-

sen. Durch die digitalen Speichermöglichkeiten hat das Verhältnis von Schrift und Archiv eine neue Qualität gewonnen. Zwar lassen sich große Datenmengen auf kleinem Raum archivieren, aber es ergeben sich auch neue Probleme, die vor allem die physikalische Dauerhaftigkeit der Speichermedien betreffen. Darüber hinaus wirft die rasante Entwicklung immer neuer Computergenerationen mit entsprechenden Speicherressourcen das logistische Problem auf, wie lange alte Datenarchive angesichts immer neuer Programmversionen lesbar bleiben. Daher gibt es Bestrebungen, ein allgemein akzeptiertes, dauerhaftes Speicher- und Archivierungsformat für Daten zu finden. Bis dahin sind digitale Archive einem ständigen Prozeß der Formation und Transformation unterworfen, nämlich der Umschrift in neue Dateiformate und auf neue Speichermedien. So besehen löst die digitale Revolution einen „Paradigmenwechsel der Archivierung“ aus (Assmann 2001, 276). An die Stelle der Suche nach einem „dauerhaften Datenträger“ tritt eine archivistische Praxis, in der Schrift und Archiv zu einem „dynamischen System der Selbstorganisation flüssiger Daten“ geworden sind (ebd., 280). Inbegriff solch eines dynamischen Archivsystems ist das Internet geworden. Das Internet kann nicht nur als globales Datennetz, sondern auch als globales Datenarchiv angesehen werden, das die Qualität eines kollektiven Gedächtnisses besitzt (vgl. Winkler 1997, 126) und einer ständigen Dynamik aus Konsignation und Kassation unterworfen ist. Angesichts der strukturbedingten Unüberschaubarkeit stellt das Internet *erstens* eine enorme Herausforderung bezüglich effektiver Online Retrievaltechniken dar (vgl. Kühlen 1996 und Porombka 1998). Bei den Online-Suchdiensten unterscheidet man zwischen automatischen ‚Suchmaschinen‘, die die Adressen (URL) von WWW-Dokumenten sammeln und nach bestimmten Kriterien archivieren und ‚Web-Katalogen‘, bei denen das Sammeln und Archivieren von WWW-Seiten in den Händen von Menschen liegt. *Zweitens* stellt sich hinsichtlich der Nutzung von netzbasierten Archiven und Datenbanken das Problem des Zugriffs in medientechnischer (Zugriffszeiten) wie in medienpolitischer Hinsicht (Zugriffsrechte). *Drittens* ist das Internet als Verkörperung eines dynamischen Archivsystems zum Modell komplexer kultureller Beziehungen geworden. So reformuliert Baßler Foucaults Archivbegriff vor dem Hintergrund hypertextueller Verknüpfungsmöglichkeiten. Für Baßler erscheint die Kultur als hypertextuell strukturiertes Archiv, in dem die „synchrone Summe aller Diskurse und möglichen Diskursverknüpfungen“ gespeichert ist (Baßler 1995, 18).

Literatur

Quellen

- Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- Dies., „Das Archiv und die neuen Medien des kulturellen Gedächtnisses“, in: *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation*, hg. v. Georg Stanitzek und Wilhelm Voßkamp, Köln 2001, S. 268-281.
- Moritz Baßler, „Einleitung – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur“, in: *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, hg. v. dems., Frankfurt/Main 1995, S. 7-28.
- Henri Bergson, *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist* (1896), Hamburg 1991.
- Walter Benjamin, „Denkbilder“ (1932), in: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, Frankfurt/Main 1991, S. 305-438.
- Ders., „Berliner Chronik“ (1932), in: *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, Frankfurt/Main 1991, S. 130-160.
- Vennevar Bush, „As we may think“, in: *Atlantic Monthly* 176, July 1945, S. 101-108.
- Michel Chaouli, „Was bedeutet: Online lesen? Über die Möglichkeit des Archivs im Cyberspace“, in: *Text und Kritik* 152, Digitale Literatur, hg. v. Roberto Simanowski, Oktober 2001, S. 65-74.
- Régis Debray, „Für eine Mediologie“, in: *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, hg. von Claus Pias, Joseph Vogl, Lorenz Engell, Oliver Fahle und Britta Neitzel, Stuttgart 1999, S. 67-75.
- Ders., „Pour une médiologie. Définitions premières“, in: *Manifestes médiologiques*, Paris 1994, S. 21-33.
- Jacques Derrida, *Mal d'Archive*, Paris 1995, dt. *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin 1997.
- Ders., *L'écriture et la différence*, Paris 1967, dt. *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/Main 1985.
- Ders., *La Vérité en Peinture*, Paris 1978, dt. *Die Wahrheit in der Malerei*, Wien 1992.
- Eckhart G. Franz, *Einführung in die Archivkunde*, Darmstadt 1989.
- Sigmund Freud, „Notiz über den ‚Wunderblock‘“ (1925), in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, Frankfurt/Main 1999, S. 1-8.

- Michel Foucault, *L'archéologie du savoir*, Paris 1969, dt. *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/Main 1988.
- Friedrich Kittler, *Draculas-Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993.
- Rainer Kuhlen, „Zur Virtualisierung von Bibliotheken und Büchern“, in: *Literatur im Informationszeitalter*, hg. v. Dirk Matejovski und Friedrich Kittler, Frankfurt/Main 1996, S. 112-142.
- Stephan Porombka, „Ankunft im Unverdrängten. Datenbanken als Verkörperung der Phantasie vom virtuell vollständigen Gedächtnis“, in: Sonderband der DVJS: *Medien des Gedächtnisses*, hg. v. Aleida Assmann, Manfred Weinberg und Martin Windisch, 1998, S. 313-328.
- Siegfried J. Schmidt, „Gedächtnisforschung: Positionen, Probleme, Perspektiven“, in: ders. (Hg.): *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Frankfurt/Main 1991, S. 9-55.
- Ders., „Gedächtnis Erinnern Vergessen“, in: *Konstruktionen des Erinnerns. Transistorische Turbulenzen I*, Kunstforum Bd. 127, 1994, S. 245-249.
- Cornelia Vismann, *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt/Main 2000.
- Sigrid Weigel, „Von der Topographie zur Schrift – Zur Genese von Benjamins Gedächtniskonzept“, in: *Zwischen Erinnern und Vergessen. Kunstforum* Bd. 128., 1994, S. 120-128.
- Hartmut Winkler, *Docuverse*, München 1997.

Allgemeine Literatur

- Douwe Draaisma, *Die Metaphern-Maschine. Eine Geschichte des Gedächtnisses*, Darmstadt 1999 (1995).

Uwe Wirth